

# Das Eggli bei Spiez (Berner Oberland) : eine Kulturstätte der Urnenfelder- und Hallstattzeit

Autor(en): **Sarbach, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums**

Band (Jahr): **41-42 (1961-1962)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1043581>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DAS EGGLI BEI SPIEZ (BERNER OBERLAND), EINE KULTSTÄTTE DER URNENFELDER- UND HALLSTATTZEIT

H. SARBACH

Das Eggli (LK 1207, 616910/171350) ist ein kleiner, W–E streichender Sporn, der sich als Ausläufer des Rustwaldes in der Nähe von Spiezwiler etwa 25 m hoch erhebt. Im Grundbuch ist sein Name mit Obereggli vermerkt (Abb. 1).

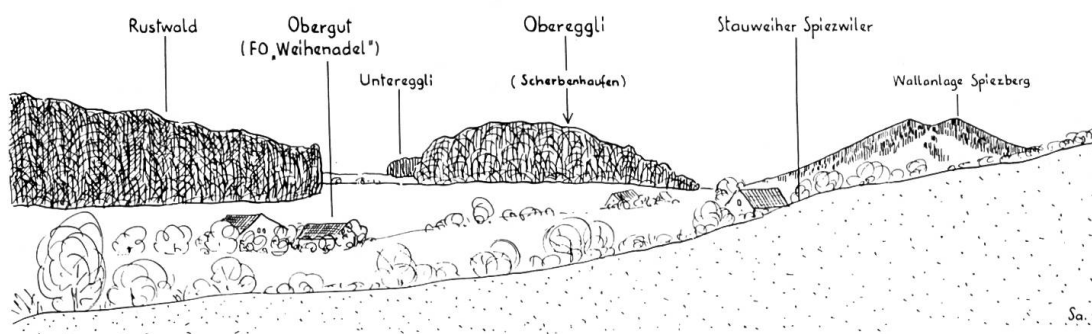


Abb. 1. Spiez-Eggli, Blick vom NW-Rand des Spiezwilerwaldes gegen das Eggli

Die Gegend ist reich an urgeschichtlichen, vor allem bronzezeitlichen Fundstellen<sup>1</sup>. Die Höhensiedlung Bürg ist 3 km entfernt, die Wallanlage Spiezberg 1 ½ km. Aus der allernächsten Umgebung des Egglis, nur 250 m weg, stammen die schon 1865 beim Obergut entdeckte, als Weihegabe betrachtete, umgebogene, gerippte, lange Nadel mit sieben eingeschlossenen Ringen und drei andere Bronzenadeln vom Stauweiher Spiezwiler. Nahe dabei wurden zwei La-Tène-Gräber aufgedeckt. Der nächste bekannte Grabhügel liegt im «Ghei» bei Einigen, 1 km entfernt.

Die kleine idyllische Kuppe des Egglis mit dem schon leicht am Hang liegenden Findling wird häufig von Kindern aufgesucht. Vor der Ausgrabung war auf dem fast vegetationslosen Platz eine ovalförmige Erhebung von 6×7 m erkennbar, in der Mitte 40 cm hoch und mit Scherben geradezu übersät. Viele davon stießen, besonders im Frühjahr oder nach Regenfällen, aus dem Boden.

<sup>1</sup> O. Tschumi, Urgeschichte des Kantons Bern, 1953, S. 347–353, mit Abbildungen der hier erwähnten Funde.

Als Nachtrag Jb.BHM 37/38, 1957/1958, S. 239–248. Der vorliegende Aufsatz bezieht sich auf Abschn. 3, S. 244.

Der vorliegende Bericht über diese bei uns völlig aus dem Rahmen fallende Fundstelle ist als erste Übersicht und Diskussionsgrundlage gedacht.

Ihr Entdecker, D. Andrist, hielt sie zuerst für neolithisch<sup>2</sup>; später, als verzierte Scherben vorlagen, zog er dort einen zerstörten Grabhügel in Erwägung.

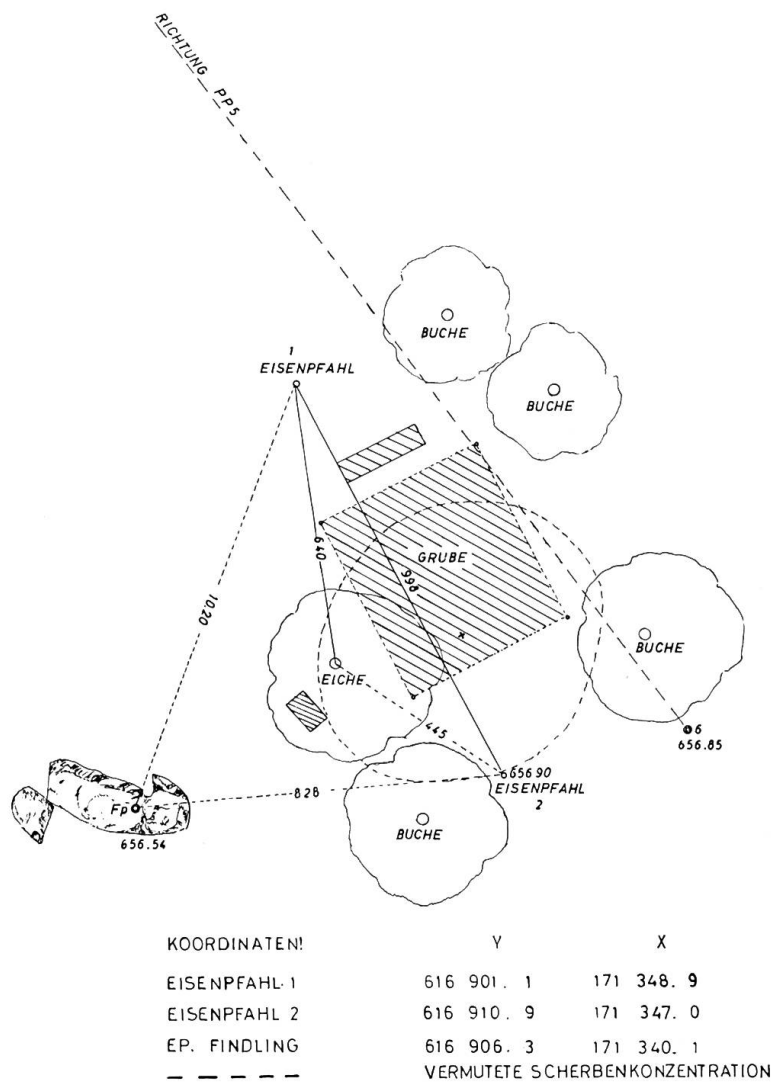


Abb. 2. Spiez-Eggl, Situation 1:200

Sondierungen in den Jahren 1954 bis 1958 ergaben auf rund 3 m<sup>2</sup> untersuchter Fläche über 5000 Scherben. Diese lagen wirt durcheinander, teilweise eng verkeilt, meist 0 bis 10 cm, vereinzelt auch 10 bis 25 cm tief in gelbbrauner bis ziegelroter Erde. Der darunterliegende Moränenschutt war fundleer. Außer den stark fragmentierten und oft verrundeten Scherben, meist von groben Töpfen und von Schalen der Urnenfelder- und Hallstattzeit stammend, gab es nichts, weder Metallgegen-

<sup>2</sup> Jb.SGU, 29, 1937, S. 113.

stände, Knochen, Brandspuren, noch die üblichen Siedlungsabfälle. Es fehlte auch jeder Hinweis auf irgendeinen Unterbau.

Während der Grabungskampagne des Historischen Museums Bern im Raume Spiez führte Prof. Dr. H.-G. Bandi 1960 mit Mitgliedern des Seminars für Urgeschichte der Universität Bern unter anderem auch eine praktische Übung auf dem Eggli durch. Auf dem erwähnten Platz wurde im Hauptgebiet der alten Sondierungen, ungefähr beim vermuteten Zentrum der Scherbenanhäufung, eine Fläche von 19 m<sup>2</sup>, größtenteils in Feldern von 5 × 5 dm, ausgegraben (Abb. 2). Die Vermessung besorgte Kreisgeometer R. Häberli, Spiez. Phosphatuntersuchungen wurden vorläufig zurückgestellt.

Der Verfasser, der diese größere Untersuchung angeregt hatte, weil die bisherigen Deutungsversuche als Siedlung, Töpferei, Grabhügel und Deponie keines-

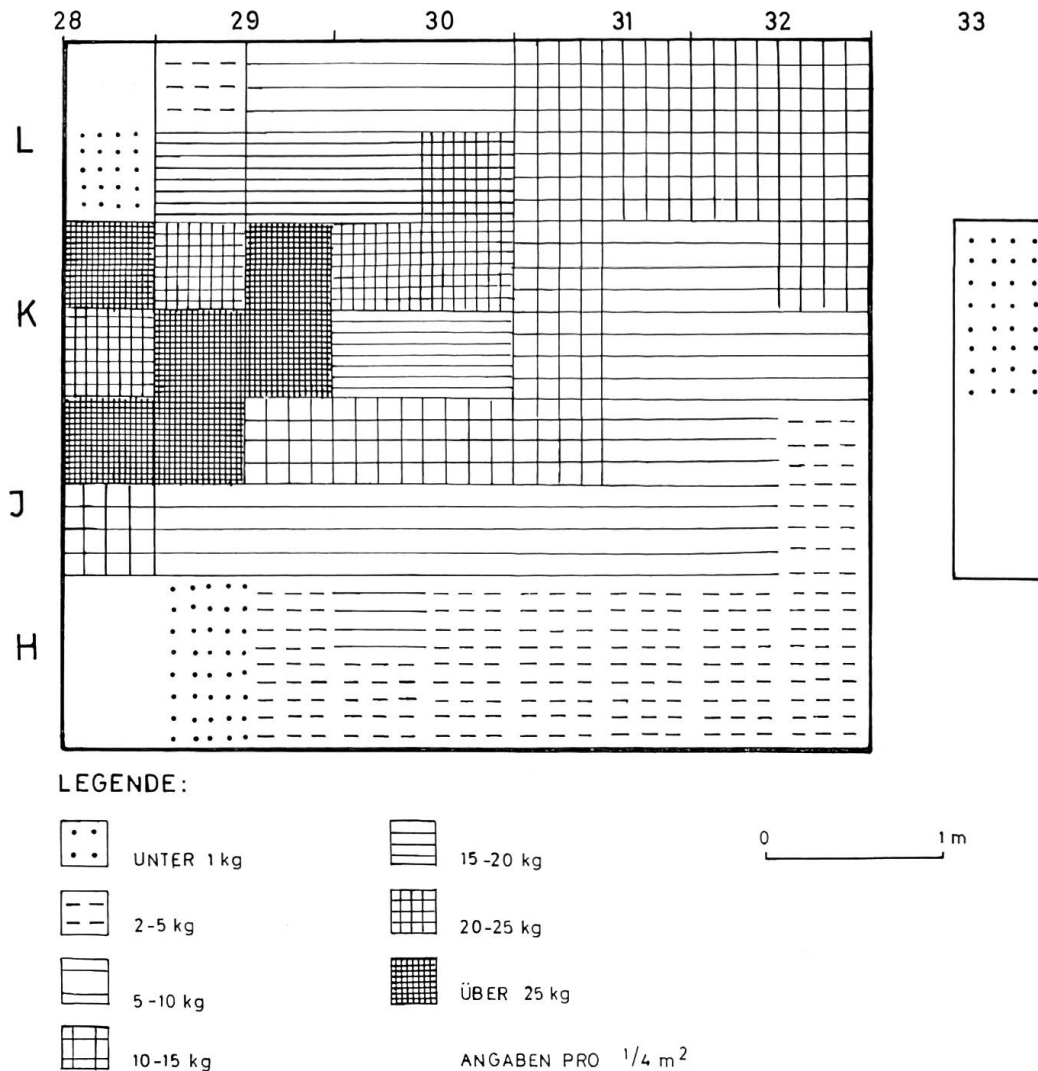


Abb. 3. Spiez-Eggli, Ausgrabung 1961, Scherbenstreuung

falls alle Besonderheiten des Ortes zu erklären vermochten, übernahm das Waschen, Wägen und Auszählen der umfangreichen Keramikreste. Es waren 698 kg, in trockenem Zustand gewogen. Nach den Stück- oder Gewichtsangaben von früheren Sondierungen kann man auf weitere 78 kg schließen; also 776 kg auf insgesamt 19½ m²! Ihre Verteilung zeigt Abb. 3. 64% davon wurden pro ¼ m² gewogen, 4% pro ½ m², 22% pro 1 m², geschätzt 10%. Beifunde waren ein Knochen- (rezent) und ein Zahnfragment.

Die Ausdehnung der Scherbenlage entspricht, mit Ausnahme des Zentrums, nicht jener früher sichtbaren ovalförmigen Erhebung. Unabgeklärt bleibt vorläufig die Leere in Feld L 28, die möglicherweise durch den ehemaligen Standort eines Felsblocks (des zerbrochenen Findlings am Rande des Plateaus?) bedingt ist.

Die meisten Scherben, vor allem die der stark gemagerten Grobgefäße aus der Randzone, sind ausgewittert oder schon ganz zerfallen. Die dadurch hervorgerufene Bodenstruktur erklärt auch die Vegetationsfeindlichkeit des Platzes. Die außerordentlich starke Fragmentierung kann aber niemals allein durch Verwitterung oder häufige Begehung bewirkt sein. Zahlreiche Beobachtungen deuten vielmehr auf eine gewollte, systematische Zerstörung. Die Scherben aus dem Zentrum, von den kleinsten bis zu solchen von Handgröße, zeigen scharfe Bruchkanten. Zusammenpassende Stücke können bis 3 m auseinander liegen.

Die rund 77800 Keramikfragmente der Grabung 1960 wurden, meist nach ¼ m² ausgezählt, nach folgenden Größen sortiert:

Größe I	bis 3 cm² (Daumennagelgröße)
Größe II	3–30 cm²
Größe III	30–100 cm²
Größe IV	über 1 dm²

Hier ein Auszug aus der darüber geführten Statistik:

Feld	Kg	Größe I	Größe II	Größe III	Größe IV
K 29	98,4	6380	3150	70	11
L 32	62,3	4025	2840	36	—
H 31	11	550	540	5	—
H 32	8,5	680	420	4	—

Die Streuung der feinkeramischen Reste (unter 10%) ist über das ganze Grabungsareal ziemlich gleichmäßig. Ganze Böden sind sehr selten, und auch die Streuung der 864 Bodenfragmente läßt nicht auf eine bestimmte Lagerung der ehemaligen Gefäße schließen. Die Zahl der registrierten Bodenfragmente erscheint im Verhältnis zur Gesamtscherbenzahl klein. Kleine dicke und rundlich verwitterte Stücke sind eben kaum zu identifizieren, und das mag in der Randzone vier Fünftel der Scherben der Größenordnung I und die Hälfte derjenigen der Größenordnung II

betreffen. Erschwerend wirkt auch, daß sie selten geschwärzt sind und keine sichtbaren Rückstände aufweisen.

Neben normal liegenden Bodenstücken gab es auch solche, die verkehrt oder senkrecht verkeilt waren. Es kamen auch etwa Scherbennester vor, doch konnten diese nicht entsprechend ausgewertet werden, da es sich dabei nur um Teile aus der Wandung weitmündiger Töpfe mit Randstück handelte, aber nie mit dem dazugehörigen Bodenansatz. Trotzdem der Formenschatz der Gefäße bekannt ist, konnten bis jetzt nicht absolut sichere Profile gewonnen werden.

Die früher aufgesammelten Scherben waren, wenn überhaupt verziert, fast nur solche mit Spiralleisten im Halsknick und mit gekerbtem Rand, entsprechend Abb. 6<sup>3</sup>. Erst bei der Grabung von 1960 konnten in unterer Fundlage Schulterbecher, Lochung für Fadenbindung und innenverzierte Teller nachgewiesen werden. Der Schluß auf eine zeitliche Abfolge ist naheliegend, aber nicht zwingend, da gerade solch feinere Stücke durch das übrige Grobmaterial hinuntergerutscht sein können. Ein Scherbenhaufen dieser Art kann überdies auf verschiedene Weise zustande kommen, und es ist auch mit modernen Störungen zu rechnen.

Der Anteil der einigermaßen auswertbaren Boden-, Rand- und Wandscherben mit Verzierung liegt in der Randzone unter 2%, im Zentrum bei 7%, nach Angaben über die Sondierung 1954 bei 12%. Trotz dieser mageren Ausbeute ergibt sich ein recht gutes Bild wenigstens über die Ausbildung der Gefäßränder und über die Verzierungselemente (Abb. 4-7). Mündungsweiten und genaue Stellung der Profile sind nicht immer eindeutig. Urnenfelderzeitliche und hallstättische Typen halten sich mengenmäßig etwa die Waage. Vereinzelte Stücke sind wohl schon latènezeitlich.

Anknüpfend an ein einziges Fragment eines mit Kammstrich reich verzierten Schulterbeckers (Abb. 4, 1) kann eine allerdings dürftig wirkende Kammstrichverzierung nur noch zweimal nachgewiesen werden (4, 2-3). In die Stufe Ha B<sub>1</sub> weist die schräge Lochreihe für Fadenbindung (4, 4 b, Schulterbecher?). Sämtliche vorhandenen Innenverzierungen von Tellern sind abgebildet (4, 5-17). Zonenweise hellroten Auftrag hat 4, 15 a; Graphitierung ist daran nicht feststellbar. Spuren von Rotfärbung anderer Art sind übrigens bei einigen Schalen wie 7, 4 vorhanden. Mäandermuster scheinen in der Gegend von Spiez allgemein zu fehlen.

Abb. 5, 1-9 bringt eine Auswahl scharf abgestrichener Profile der Urnenfelderzeit. Zahlreich vertreten sind die grauen bis schwarzen Scherben von großen Töpfen wie 5, 1. Der sandige Ton hat überall einen gelbbraunen, zähen Lehmüberzug angenommen. Für viele Zentner des Materials entsteht so ein Eindruck von Gleichförmigkeit, der nicht ganz berechtigt ist. Die Mündungsweiten der Töpfe liegen zwischen 25 und 35 cm. Die Magerung ist meist grob; in 5, 3 ist ein Kiesel von 6×12 mm eingebakken. Bei 5, 7 handelt es sich um ein Zylinderhalsgefäß mit einer Mündungsweite von etwa 26 cm; der nur knapp erhaltene Schulteransatz weist ein Rillenband auf.

3 Vgl. G. Bersu, Das Wittnauer Horn, 1945; Abb. 121, Nrn. 1-15.

Der Ton der Hallstattscherben in Abb. 6 ist meist grau bis schwarz, außen rötlich, oft schwarz verfleckt. Die Mündungsweiten gehen bis 48 cm. Viele Leisten sind nur angesetzt. Auffallend ist die oft sorgfältige Kerbung des Gefäßrandes. Leisten auf der Schulter sind bis jetzt nicht nachgewiesen.

Abb. 7 soll ein Bild davon geben, was alles auf 1 m<sup>2</sup> Sondierungsfläche in der Nähe des Zentrums beisammenliegen kann. Näpfe (7, 1) sind wesentlich seltener als Schalen (7, 2–10). Grobe und feine Schalen mit Randausschnitt sind bis jetzt Einzelstücke. Die um den Henkel geführte Verzierung von 7, 22 weist in die Stufe Ha B<sub>2</sub>. Zusätzliche Typen sind solche wie 6, 1–4 und einige unscheinbare Fragmente von Kleingefäßen mit waagrechter Rillenzier.

Die bis heute untersuchte Scherbenmenge entspricht schätzungsweise 800 Gefäßen. Diese wurden hier offensichtlich zerschlagen, vermutlich im Verlaufe religiöser Handlungen. Vielleicht waren sie auch, mit Opfergaben gefüllt, eine Zeitlang aufgestellt und wurden erst später zerstört und systematisch kleingetreten. Rituelles «Scherbenmachen» ist bekannt und hat genügend Deutungen gefunden. Auf einem solchen Kultplatz erhält auch der Findling eine erkennbare Rolle.

Ähnliche Vorkommen an markanten Geländepunkten, allerdings mit teilweise verbrannter Keramik, sind vor allem aus der Zeit der Riegsee-Gruppe bekannt und werden als Reste von Brandopfern gedeutet, in Bayern z. B. die Scherbenmassenfunde von Gauting (über 1 Zentner) und Ratzenhofen (2–3 Zentner)<sup>4</sup>.

Die Heidenburg bei Göfis (Vorarlberg)<sup>5</sup> ergab auf 16 m<sup>2</sup> über 6 Zentner Scherben in brandschwarzer Erde. Der Ausgräber schätzte die Zahl der zerstörten Gefäße auf etwa 1000, wobei er zu beobachten glaubte, daß die typologisch jüngeren Scherben innerhalb der höchstens 40 cm dicken Fundschicht oben lagen.

Eine überraschende Verwandtschaft zum Eggli zeigt in vielen Teilen ein Fundplatz in Bayern, nämlich der Osterstein bei Unterfinningen<sup>6</sup>. Auf einem für eine Siedlung zu schmalen Sporn lieferte eine Grabungsfläche von 22 m<sup>2</sup> rund 72000 ziemlich einförmige Scherben der Urnenfelder- und Hallstattzeit. Streuung und Fraktionierung wiesen auf absichtlich zerschlagene Gefäße; Begleitfunde waren etwa 100 Splitter von Tierknochen und -zähnen. Eine Steinsetzung und halbkreisförmig angeordnete kleinere Blöcke rundeten das Bild eines Kultplatzes ab, und in Verbindung mit den in der Nähe zahlreich vorhandenen Grabhügeln ist die Umschreibung eines «heiligen Bezirks» sehr einleuchtend.

Mit dem Eggli ist nun auch in unserem Lande dieser besondere Opfertypus erstmals nachgewiesen. Aus der Kontinuität solch religiösen Brauchtums während der Urnenfelder- und Hallstattzeit wird man ebenfalls gewisse Folgerungen ziehen müssen.

Die Grabung wird in den nächsten Jahren fortgesetzt.

4 H. Müller-Karpe, Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen, Berlin 1959, S. 145.

5 Prähistorische Zeitschrift, 33/34, 1949/1950, S. 272 ff.

6 Bayerische Vorgeschichtsblätter, 21/1, 1955, S. 75 ff.

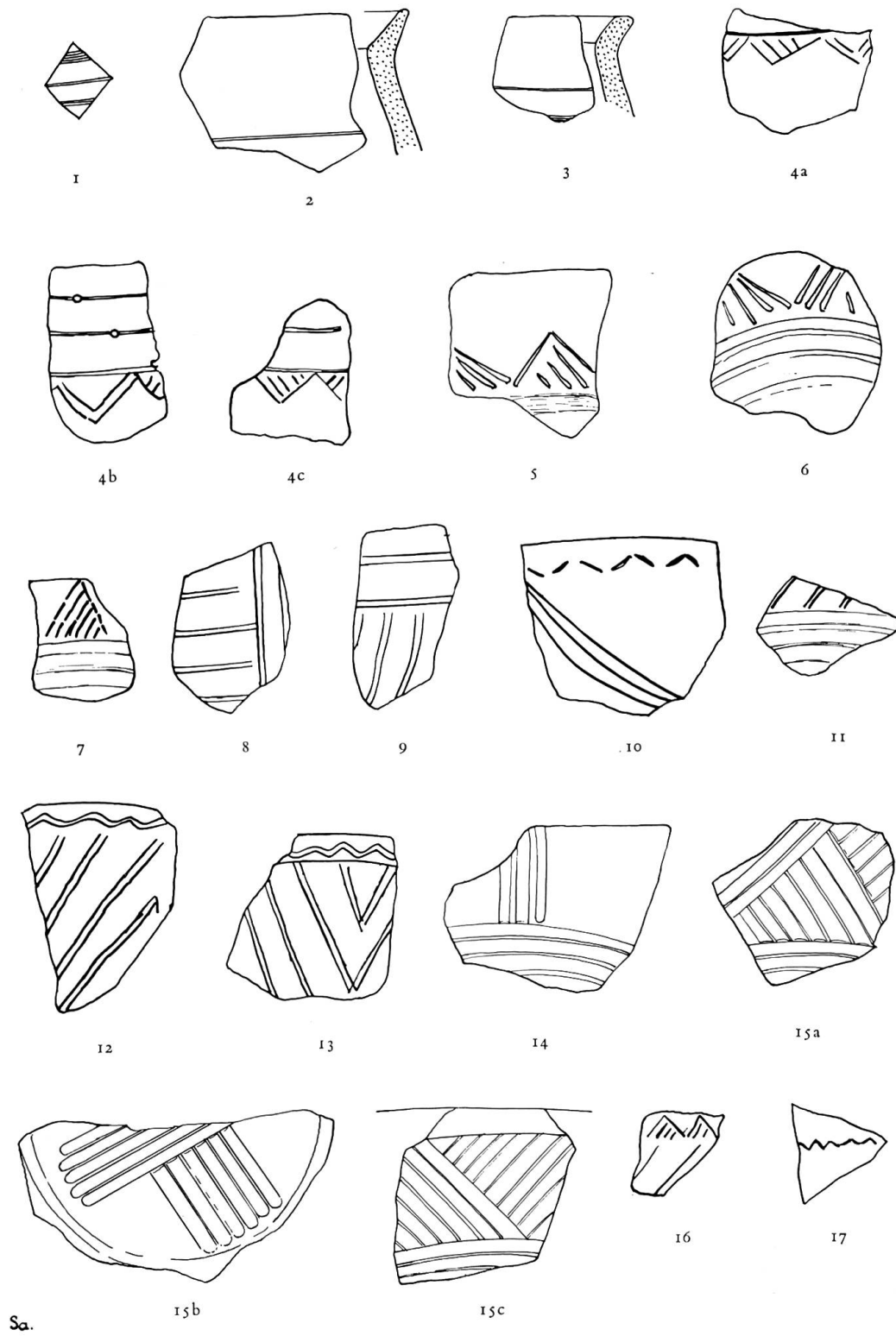
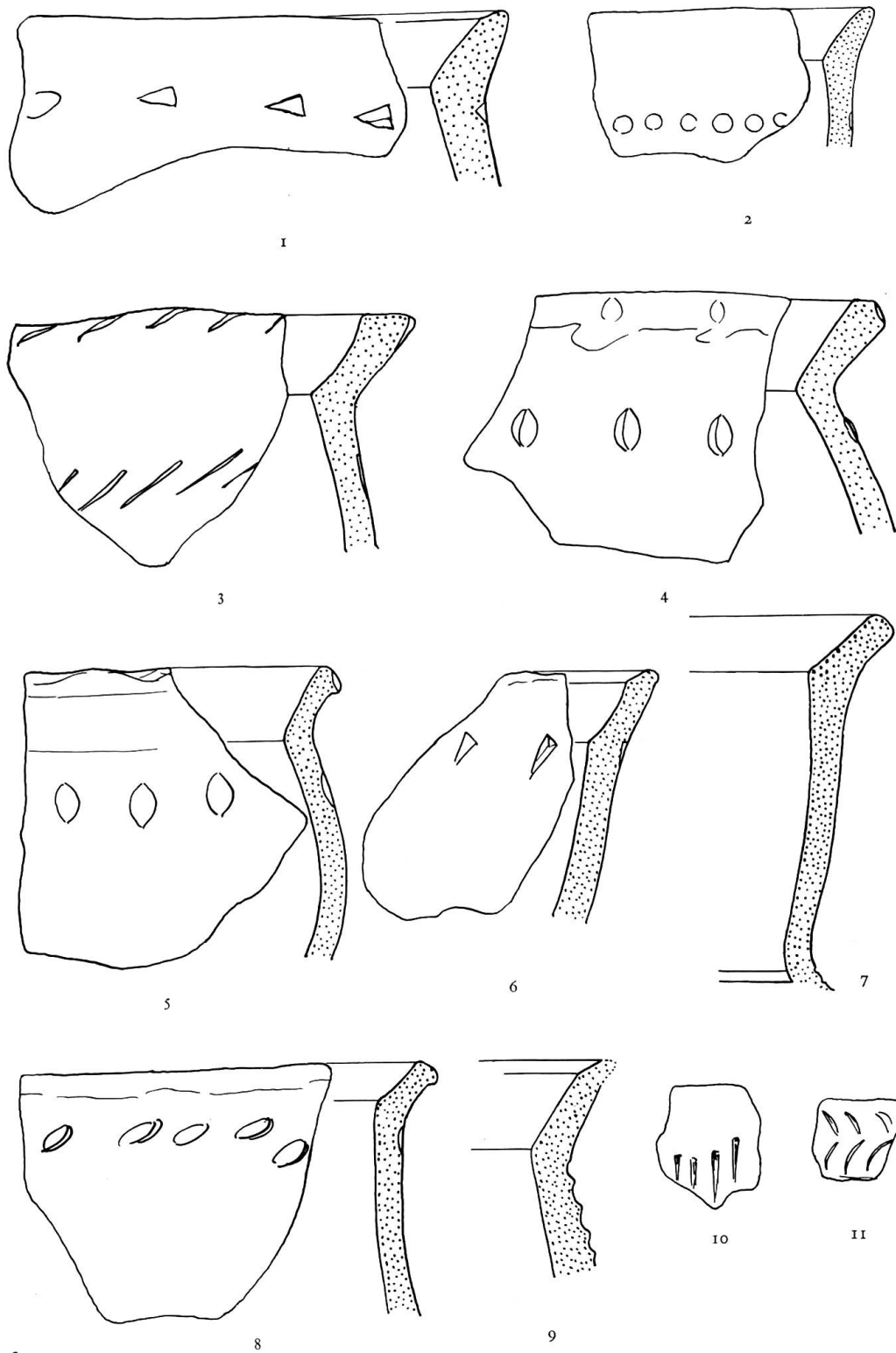


Abb. 4. Spiez-Eggli 1960. Keramik mit Kammstrich und innenverzierte Teller. M. 1:2





Sa..

Abb. 5. Spiez-Eggl 1960. Keramik der Urnenfelderzeit. M. 1:2

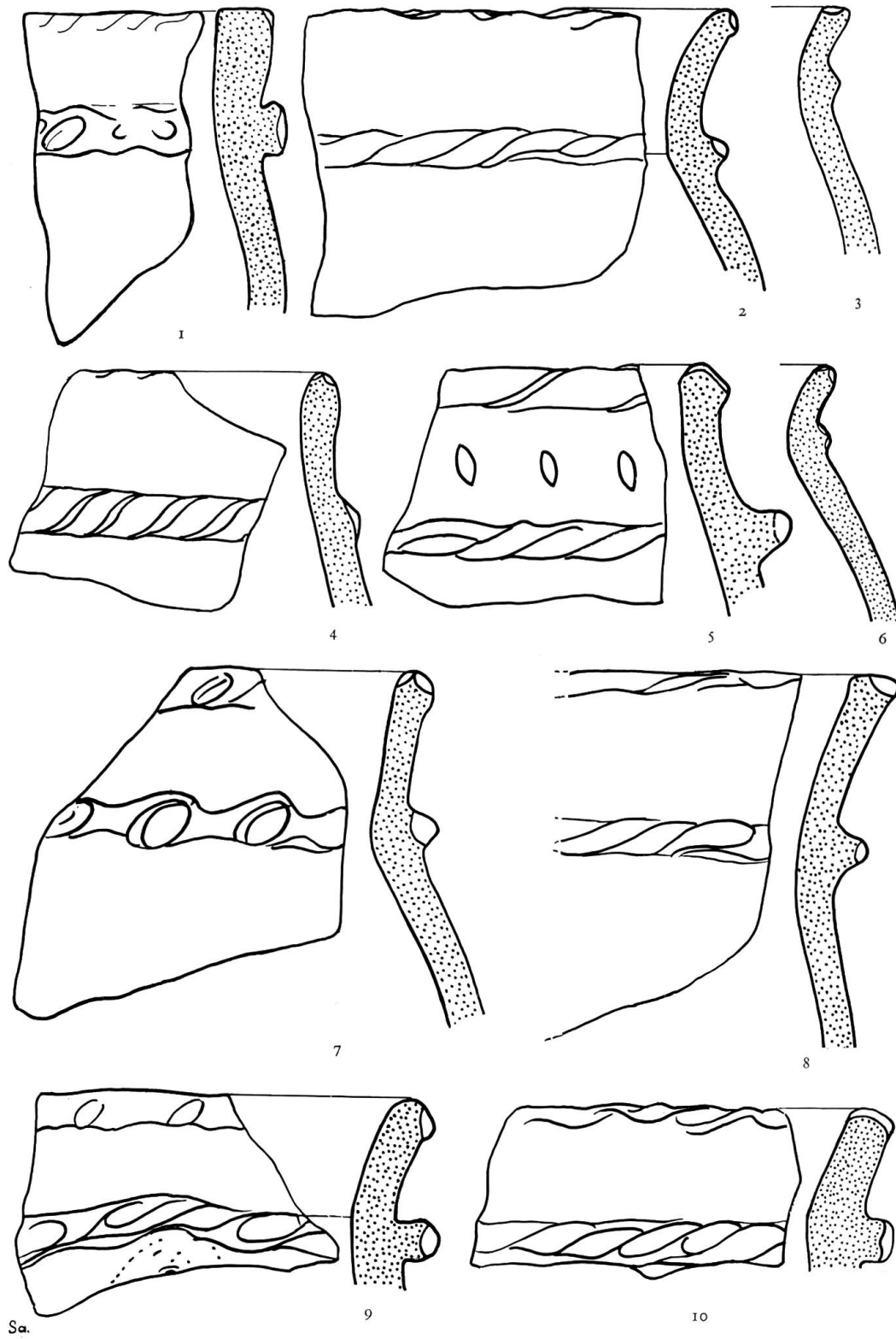


Abb. 6. Spiez-Egglı 1958–1960. Keramik der Hallstattzeit. M. 1:2

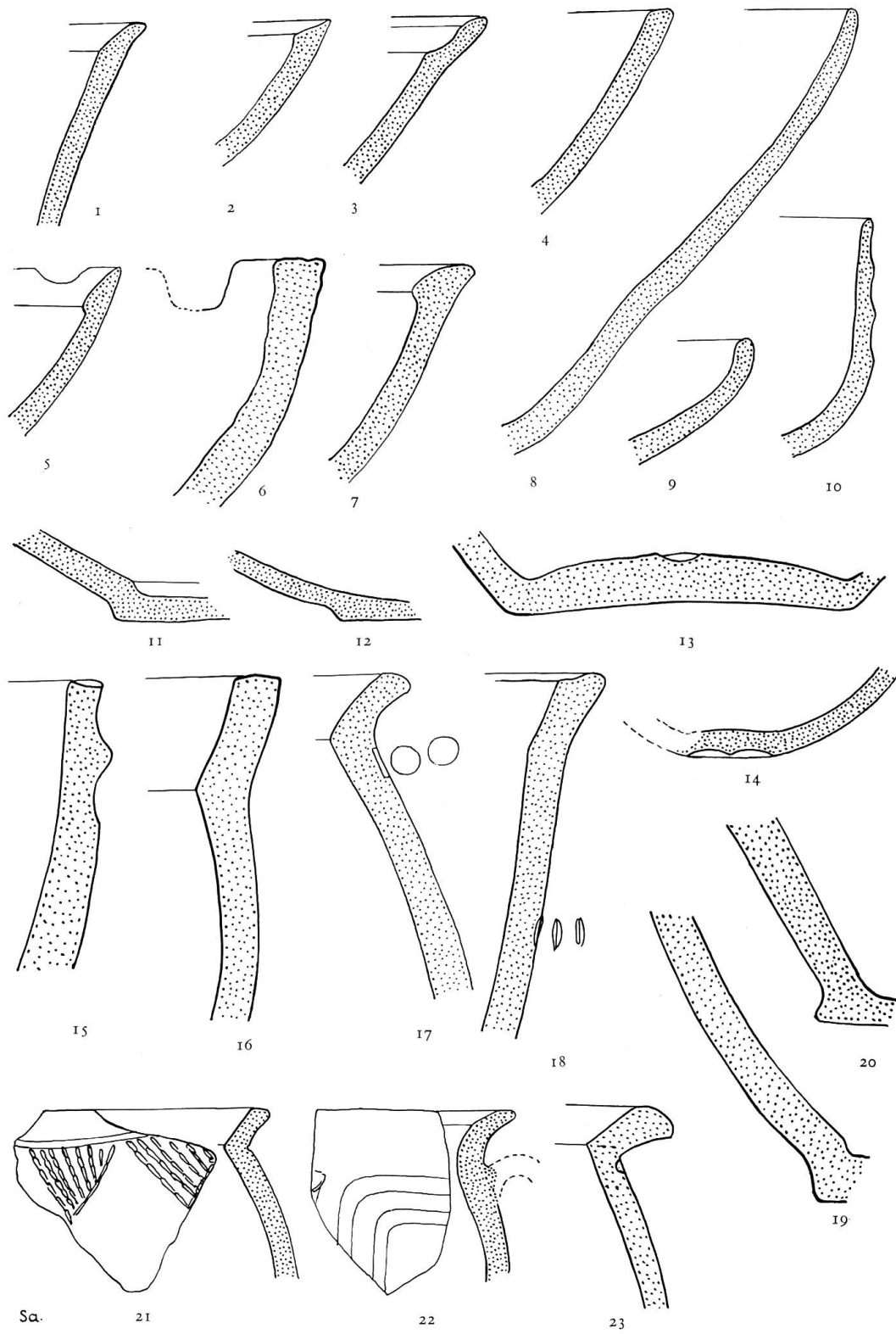


Abb. 7. Spiez-Eggli. Keramik der Sondierung 1958. M. 1:2